

Liebe Tagungsteilnehmerinnen – und Tagungsteilnehmer!

„Es braucht ein Dorf“, so habe ich meinen Vortrag und so hat Hilary Clinton 1996 ein Buch genannt: „Es braucht ein Dorf, um ein Kind aufzuziehen.“ Und prompt – Clintons Ehemann Bill kandidierte damals gerade für das Amt des amerikanischen Präsidenten – antwortete ihr Bob Dole, der Gegenkandidat der Republikaner: „It doesn't take a village to raise a child. It takes a family to raise a child.“ („Es braucht kein Dorf, um ein Kind aufzuziehen: Es braucht eine Familie, um ein Kind aufzuziehen.“)

Womit wir im Kern der Thematik dieser Tagung angekommen wären: Wer sollte wofür verantwortlich, zuständig sein beim Aufwachsen eines Kindes - und wer ist es tatsächlich? Allein die Familie? Welche Aufgaben sollten andere gesellschaftliche Institutionen übernehmen, Schule und Kindergarten vor allem? Und schließlich, sobald wir uns der fast noch spannenderen Frage zuwenden, nicht, was sein *sollte*, sondern, was *ist*: Welche Rolle spielen beim Aufwachsen unserer Kinder denn längst andere, von der Gesellschaft keineswegs demokratisch legitimierte Institutionen, klammheimlich und mit immer größerem Einfluss und immer stärkerer Wirkung? Wen alles müssen wir eigentlich einbeziehen in unsere Überlegungen, wenn wir uns fragen, was ein Kind zum Aufwachsen braucht und wie sein Dorf zur Zeit aussieht?

Vor etwa drei Jahren erlebte ich auf einer Podiumsdiskussion in Hamburg, wie eine hochrangige deutsche Bildungspolitikerin auf die Forderung nach einem Kindergarten ab drei, kostenlos und mit Bildungsauftrag, heftig und emotional reagierte. „Wir sind hier doch nicht im Sozialismus!“, sagte sie, nur kurze Zeit, bevor selbst der deutsche Bundespräsident und die Familienministerin Ähnliches forderten. „In unserer Demokratie werden wir die Eltern nicht aus ihrer Verantwortung für ihre Kinder entlassen!“

Die gleiche Position wie bei Präsidentschaftskandidat Dole also: Kein Ort kann besser sein für das Aufwachsen eines kleinen Kindes, für seine kognitive und soziale Entwicklung, für seine psychische Stabilität, als die Familie. Die Familie als Erziehungsraum ist uns quasi biologisch vorgegeben und hat sich über Jahrtausende bewährt: Alles andere ist immer nur Ersatz.

Trotzdem stöhnten bei dieser Bemerkung im Auditorium all jene Lehrer, Erzieher und Sozialarbeiter, die in Brennpunktgebieten täglich sehr handfeste Erfahrungen sammeln, und warum, möchte ich mit einem kleinen Auszug aus meinem Buch „Ich ganz cool“ illustrieren.

Es erzählt der dreizehnjährige Steffen.

Zu Hause Süße die Tür auf, ich denk, ist das Süße? Haare ganz rosa und so geföhnt, echt Wahnsinn. Und denn gleich an mein Hosenbein, „hüß aus, Deffen, Süße hüß aus?“, ich sie zur Seite, Mann, mir doch egal. Sie aber gleich, „bu-hu“ und heul-heul, alte Heulsuse. Ja Pech.

Im Wohnzimmer Kuddi wieder vor der Glotze, Mama beim Bügeln, macht sie immer so, bügeln und glotzen, ich auch gleich: „Na?“ Und Mama: „Musst du immer so gemein zu der Kleinen sein!“ Also immer dasselbe, nä, und sie denn noch: „Komm her, Süße, Mama hat was für dich.“ (...)... fummelt bisschen an ihren Haaren rum, „nun ist alles wieder gut, nä? Mama hat ein Trösterchen.“ Gibt sie ihr Stück Schokolade, also echt, wofür denn, nä, aber okay, bloß kein Ärger.

„Gibts zu essen?“ frag ich, also ich neben Kuddi aufs Sofa (...) und Mama gleich: „Bin ich dein Dienstbote oder was? Wie fragst du denn, ej? Mal bisschen `n anderer Ton, ja!“ Also gleich schon klar, Stinkelaune.

„Wenn ich Hunger hab!“, schrei ich, und Kuddi mir so gegen Oberarm, „lass du mal deine Mutter in Frieden, ja? Das lass ich nicht zu, ja, dass du deine Mutter beschimpfst!“, also echt. Und denn so rülps, ja, kleines Bäuerchen, nä, okay, und denn die Bierdose hingedonnert: „Wer Ärger macht, fliegt.“

Ja, ja, schon gut, du bist der King, Alter. Auf der Glotze rennen sie jetzt in so silbernen Schutzanzügen rum, Trümmerhäuser, immer so gebückt, nä, und Gewehre im Anschlag, also sind wahrscheinlich Flammenwerfer, ungefähr wie Maschinengewehre, aber Lauf viel dicker.

Wüsste ich ja echt gerne, was Mama an Kuddi findet, nä. Logisch, hat den Video mitgebracht, ja toll, aber darf der sowieso nur allein benutzen, (...) und wenn er sauer ist, will er das Wohnzimmer ganz für sich allein, alter Arsch. Dabei echt jetzt, Mama sieht noch voll gut aus, also 34, okay, ist nicht mehr so gut, nä, aber gibt ja Typen, die sind noch älter, 40 oder was, gibt es doch, aber nee!, sie gleich Kuddi, der ist 29. Denkt sie logisch immer, sie muss tierisch aufpassen und alles so machen, wie der das will, sonst rennt der ihr weg, ja Pech. (...)

Und Kuddi denn: „Komm her, Süße!“ und klopft so neben sich aufs Sofa, nä, „komm zu Kuddi.“

Und Süße: „Papa? Papa?“, und klettert dem auf den Schoß, „Süße musen, Papa?“ Und er immer so an ihren rosa Haaren: „Nee, jetzt nicht schmusen, Süße, Kuddi muss Fernsehen gucken“, und schiebt sie denn so zur Seite, „du darfst mitgucken.“(...)

Brüll ich: „Das ist nicht dein Papa, Mensch! Das ist Kuddi! Das ist Kuddi, Mensch, sag da nicht immer so Papa zu!“

Aber Kuddi gleich wütend: „Halt die Fresse!“, ist schon halb aufgestanden und alles, aber in der Glotze machen sie grade so `ne Alte ein, also hundert bis scheintot und hockt so in der Ecke und schreit. Aber die jetzt drauf, Kanone voll drauf und die Flammen denn so langsam, also von den Füßen so hoch, nä, erst bei den Füßen und denn voll hoch, dreckiges Kleid und alles, und die brüllt voll geil. Also wie Tier, echt voll geil, und Kuddi jetzt langsam wieder aufs Sofa, Fernbedienung und alles noch mal zurück: „Wenn die Kleine Papa sagen will, kann sie Papa sagen, klar? Das entscheide immer noch ich, wer hier Papa sagt, okay?“ Und denn Start gedrückt, verkohlt die Alte noch mal.

(Kirsten Boie, Ich ganz cool. München (dtv) 1997, S.9ff)

Das Buch ist fast zwanzig Jahre alt, die Steffens und Süßes dieser Welt sind inzwischen selbst Eltern geworden. Längst geht es nicht mehr darum, ob irgendeine

Regierung sie aus der Verantwortung für ihre Kinder entlassen *möchte*: Das haben viele Eltern, die sogenannten desorganisierten, desorientierten, deren Zahl von Jahr zu Jahr zunimmt, nämlich längst selbst besorgt und ohne irgendwen um Erlaubnis zu bitten. Immer mehr Lehrer berichten von Kindern, die nicht nur ohne Frühstück – im besten Falle mit einer Tüte Chips – zum Unterricht erscheinen, sondern die auch bei Schuleintritt noch nie ein Buch in der Hand hatten; die nicht die grundsätzlichen Regeln des menschlichen Zusammenlebens beherrschen; die massive sprachliche und soziale Auffälligkeiten zeigen. Egal, ob irgendeine Bildungspolitikerin ihnen *gestattet*, sich aus ihrer Verantwortung für ihre Kinder zu stehlen oder nicht: In den heute so genannten bildungsfernen Schichten wissen viele vollkommen überforderte Eltern gar nicht, worin diese denn überhaupt besteht.

Nur einen guten Kilometer von meinem Wohnort im Grünen entfernt verhungerte vor drei Jahren in einer Sozialwohnung in einem Hochhauskomplex ein sechsjähriges Mädchen, eingesperrt in seinem abgedunkelten Zimmer, das es in seinem kurzen Leben offenbar kaum jemals hatte verlassen dürfen. Die Eltern waren arbeitslos, hoffnungslos, ihr Alltag ertrank im Alkohol. In den Jahren seitdem werden immer wieder ähnliche Fälle bekannt: Vernachlässigte Kinder verhungern mitten im reichen Deutschland oder werden von hilflosen, überforderten Eltern, die oft selbst fast noch Kinder sind, zu Tode geprügelt; und auf jedes dieser Kinder kommt, das steht doch zu vermuten, eine um ein Vielfaches größere Zahl anderer, bei denen die Vernachlässigung, die Misshandlungen nicht ganz so weit gehen, bei denen das Verhalten der Eltern irgendwie immer noch im Normbereich bleibt, so dass sie niemals auffällig werden. Mit der Gummibärchentüte in der Hand wachsen Kinder auf vor dem Fernseher und der Konsole, ohne regelmäßige Mahlzeiten im Familienkreis, ohne Gespräch, praktisch ohne Spiel mit Gleichaltrigen: Kinder wie Steffen und Süße. Sie verhungern nicht, werden nicht mir Knochenbrüchen oder blau geprügelt in die Notaufnahme der Krankenhäuser eingeliefert, und trotzdem: Wenn sie schließlich mit sechs Jahren in die Schule kommen, dann sind – so furchtbar das klingen mag – zumindest mit den Mitteln dessen, was Schule heute leisten kann, wichtige Lebenschancen längst und endgültig vertan.

Denn Entwicklungsfenster haben sich geschlossen, vom ersten Schultag an ist die Schere, die in der Entwicklung zwischen diesen Kindern und denen aus behüteten familiären Verhältnissen klafft, so weit geöffnet, dass sie mit den der Schule verfügbaren Mitteln nicht mehr oder nur in einem Bruchteil der Fälle geschlossen werden kann. Kann da noch irgendwer behaupten, es wäre nicht Aufgabe der Gesellschaft insgesamt, des zitierten Dorfes also, mit Hilfe früher institutioneller oder doch institutionalisierter Förderung diesen Kindern und ihren Eltern zu Hilfe zu kommen? Wie wollen wir denn in Zukunft leben mit den

Erwachsenen, zu denen diese Kinder ohne eigene Schuld herangewachsen sind:  
Arbeitsunfähig, ausgestattet mit geringer Frustrationstoleranz und einem IQ, der eine große Zahl von ihnen schon heute als „nicht ausbildungsfähig“ durch das Ausbildungsnetz fallen lässt, von der Schule direkt in die Sozialhilfe?

König Friedrich Wilhelm I, ausgerechnet der Soldatenkönig, führte 1717 die allgemeine Schulpflicht in Preußen ein, die erste der Welt. Er fürchtete, dass der niedrige Bildungsstand seiner Untertanen Preußens Position in der Welt schwächen würde – vor allem seine Soldaten wurden allmählich zu dumm, um mit ihnen noch Schlachten zu gewinnen. So erließ er ein Edikt, das Kindern auf den königlichen Landgütern den regelmäßigen Schulbesuch vorschrieb. „Die Schule macht gute Christen, und daraus werden gute Untertanen“, lautete seine Überzeugung, und auch in Österreich führte Maria Theresia 1774 die allgemeine Schulpflicht ein. Wir sehen daran heute ganz wunderbar, dass es nicht ein Gefühl der Verantwortung für das Wohl der Kinder war, das die Herrscher damals in den vorher ganz und gar den Eltern vorbehaltenen Bildungs- und Erziehungsprozess eingreifen ließ, sondern die Sorge um die Interessen des Landes; wobei beides, Kindeswohl und Landeswohl, an diesem Punkt wunderbarerweise ja grundsätzlich zusammenfällt, das tut es auch heute.

Die Menschen im 18. Jahrhundert klagten heftig über diesen merkwürdigen modernen Eingriff des Staates in ihr Leben. War es nicht seit Jahrtausenden immer ohne Schule gegangen? Hatten sie selbst denn etwa eine Schule besucht? Wozu musste ein Bauer lesen und schreiben können? Und brauchten sie ihre Kinder nicht dringend auf den Feldern, im Haushalt, zur Beaufsichtigung jüngerer Geschwister, in der Werkstatt? Die Proteste und die Versuche die Schulpflicht zu unterlaufen, nahmen vor allem bei der Landbevölkerung keine Ende.

Und heute? Niemand käme mehr auf den Gedanken, in der allgemeinen Schulpflicht einen Eingriff in die Erziehungsrechte der Eltern zu sehen. Nach fast dreihundert Jahren erscheint sie uns so selbstverständlich, wie uns eine mögliche Kindergartenpflicht noch ungewohnt, manchen darum sogar sozialistisch erscheint. Und doch, wo liegt der grundsätzliche Unterschied? 1717 genügte es offenbar, die Kinder mit sechs Jahren in die Schule zu schicken, um ihnen eine Chance in der Gesellschaft und der Gesellschaft eine Chance durch sie zu gewährleisten; heute, das lehrt die Erfahrung von Jahr zu Jahr mehr, genügt das bei immer mehr Familien eben leider nicht mehr, und über die gesellschaftlichen und familiären Ursachen hinaus werde ich ihnen darum gleich auch einen winzigen Ausflug hin zu den Ursachen in den Köpfen nicht völlig ersparen können. Aber vorher erholen wir uns

noch gemeinsam ein wenig beim Blick auf die andere Seite der gesellschaftlichen Schere, auf jene Kinder also, deren Eltern ihrem Erziehungsauftrag im Gegensatz zu den eben beschriebenen mit großem, eher schon verzweifelttem persönlichem Einsatz nachkommen, und wieder möchte ich meine Überlegungen mit kurzen Passagen aus einem dieses Mal fünfzehn Jahre alten Buch, „Mittwochs darf ich spielen“, einleiten. Hier erzählt die siebenjährige Fabia, die während einer Reise ihrer Eltern von ihrer Tante Pia beaufsichtigt wird.

Aber heute hatten wir wirklich nichts auf.

„Primal“, hat Tante Pia gesagt. „Dann kannst du ja nach dem Essen gleich spielen gehen.“

„Spielen?“, hab ich gefragt. Man hat gleich gemerkt, dass Tante Pia sich nicht auskennt.

Vielleicht hätte sie sich von Mama doch besser *alles* erklären lassen sollen, nicht nur die Tiefkühltruhe. „Wir müssen zuerst doch noch lesen üben!“

„Ja, hast du denn doch was auf?“, hat Tante Pia gefragt. Sie hat ein bisschen verwirrt ausgesehen dabei. „Eben hast du doch gerade gesagt...“

Mama hat mit mir lesen geübt, seit ich fünf war, jeden Tag ein bisschen. „Nur nicht zu viel!“, hat Mama gesagt. „Es soll dir ja Freude machen!“ Und sie hat ein Poster in meinem Zimmer aufgehängt, da waren alle Buchstaben drauf und so Bilder dazu, beim E zum Beispiel ein Esel und ein Apfel beim A. Das haben wir dann gelernt. Und es hat mir Freude gemacht, weil ich nämlich alles wusste, und ich hab mir gedacht, wenn ich in die Schule komme, dann kann ich schon alles, und ich bin die Allerklügste. Dann sagt die Lehrerin zu mir, dass ich es den anderen mal erklären soll, weil sie es nicht wissen, und ich weiß es ja schon. Da hab ich mich ordentlich auf die Schule gefreut.

Mama hat auch immer gesagt, ich hab bestimmt einen Vorsprung. Heutzutage muss man darauf schon achten, hat Mama gesagt, und sie hat mir auch jeden Monat „Bussi Bär“ gekauft, wo die lustigen Schreib- und Rechenübungen drin sind für Kinder ab drei, das hab ich dann immer gemacht.

Aber wie ich in die Schule gekommen bin, war es da doch ganz anders. Weil die anderen Kinder nämlich auch alle „Bussi Bär“ hatten und lesen geübt hatten sie auch alle heimlich. Da hab ich dann eben keinen Vorsprung gehabt, aber jedenfalls war ich nicht dümmer als die anderen, und Mama hat gesagt, da kann man mal sehen, wie nötig es war, dass wir jeden Tag geübt haben, wie stünde ich denn sonst jetzt da, und wir müssten von nun an aber jeden Tag noch ein bisschen mehr tun. (...)

„Wir müssen jetzt los, Tante Pia!“, hab ich gesagt. „Ich hab doch am Montag Ballett!“

„Ballett?“, hat Tante Pia gefragt. „In deinem Alter?“

Das war nun wirklich ziemlich blöde, weil ich schon zum Ballett gehe, seit ich zweieinhalb bin, zuerst in die Zwergengruppe und dann immer weiter. Jetzt bin ich schon in der vierten Gruppe, und bald komme ich in die fünfte; ich müsste nur zu Hause noch ein bisschen mehr üben, zum Beispiel Spagat.

„Ballett kann man auch schon mit zwei!“, hab ich darum gesagt.

Tante Pia hat mich ungläubig angesehen. „Man kann auch mit rohen Eiern jonglieren“, hat sie gesagt. „Blödsinn bleibt es deswegen trotzdem.“ (...)

Und sie hat in ihr Buch geguckt auf so eine Weise, dass ich gewusst habe, ich krieg sie davon nicht mehr weg.

Da bin ich so wütend gewesen, dass ich gedacht habe, gleich muss ich platzen. Montag ist Ballettag und Ballettag und Ballettag, und wenn kein Ballett ist, weiß ich überhaupt nicht, was ich machen soll.(...)

(Am Mittwoch Mittag hab ich gefragt): „Hast du für heute Nachmittag was ausgemacht?“

„Was?“ hat Tante Pia gefragt.(...)

„Eine Verabredung getroffen“, hab ich gesagt. „Von meiner Liste! Die hat Mama dir doch extra noch hingelegt!“

Tante Pia hat mich angestarrt, als ob ich verrückt wäre. „Bitte?“, hat sie gesagt. „Erklär das mal näher.“

Da hab ich im Bauch so eine Wut gekriegt, weil ja schon klar war, dass sie nichts abgemacht hatte für mich, und dabei ist mittwochs sonst immer mein allerschönster Termin. Montags ist Ballett und dienstags ist Flöten und donnerstags Tennis und freitags ist Hockey, aber am Mittwoch hab ich immer vollkommen frei. Das hat Mama so gemacht, weil sie Wert darauf legt. Mama sagt, es ist ja schrecklich, wenn ein Kind keine Zeit mehr zum Spielen hat, und darum durfte ich mittwochs auch mit dem Schwimmkurs aufhören, als ich Silber gemacht hatte, Fahrtenschwimmer. Gold ist überhaupt gar nicht nötig, hat Mama gesagt, wir machen das ja nicht, um anzugeben, und ihr ist es wichtiger, dass ihr Kind auch noch mit anderen Kindern spielt. Und dafür ist eben der Mittwoch da.

Die Mütter haben das auch immer ganz schön geplant, weil es ja gar nicht so einfach ist. Weil manche Mütter nämlich nicht so klug sind wie Mama, und da gehen die Kinder dann mittwochs noch schwimmen. Oder voltigieren gehen sie auch, das ist auch immer mittwochs, und darum muss Mama dann immer telefonieren, hin und her, wer Zeit hat und wann, und das sagt sie mir immer beim Essen.

Kirsten Boie, Mittwochs darf ich spielen. Hamburg (Oetinger) 1993

Eltern, die ihre Elternschaft ernst nehmen, die aus diesem Grund auch nur einen einzigen Erziehungsratgeber gelesen haben, finden sich ja in einer alles andere als beneidenswerten Situation. Während für frühere Generationen galt: Gute Eltern zeichnen sich dadurch aus, dass ihr Kind satt, sauber gewaschen und angezogen ist und sich Erwachsenen gegenüber höflich verhält, ist die Verantwortung, die wir Eltern heute aufbürden, unendlich viel belastender. Denn wir sind überzeugt, dass die Eltern für absolut alles in der Entwicklung verantwortlich und das heißt: Auch an allem Scheitern und Misslingen Schuld sind. Am Intelligenzquotienten ihres Kindes, seiner musikalischen, künstlerischen und sportlichen Begabung, seinem Verhalten und seiner Persönlichkeit. Statt wie früher Mitleid erwartet die Eltern nicht ganz so brillant geratener Kinder heute ein schiefer Seitenblick erfolgreicherer Erzieher: Was haben die denn bloß alles falsch gemacht?

Und falsch machen können Eltern ja unendlich vieles: Indem sie zu enge Grenzen setzen oder keine Grenzen setzen - je nachdem, was die pädagogische Mode gerade

vorschreibt; zu früh oder zu spät mit der Förderung auf irgendeinem Gebiet beginnen, dem Kind zu wenig oder zu viel Raum und Zeit lassen.

Was, Ihr Kind besucht mit zwei Jahren noch keinen Englischkurs? Na, dann müssen Sie sich später nicht wundern, wenn es in der Schule nichts wird! Was, Sie haben sich in der Schwangerschaft keinen Kopfhörer mit Mozart auf den Bauch gelegt? Wo doch jeder weiß, dass Mozart während der Schwangerschaft Kinder nicht nur musikalisch, sondern auch klug macht?

Eltern, die es sich leisten können, schleppen ihr Kind in Kurse hierhin und dahin, fördern es musisch, motorisch, kognitiv, selten sozial; großflächig angelegte Frühförderung, die sinnvolle Nutzung jeder wachen Minute des Tages lässt dem Nachwuchs kaum noch Zeit zum selbstbestimmten Erkunden der Welt nach eigenem Rhythmus, schon gar nicht zum Faulenzen, Nichtstun, Träumen. *Dabei lernt er ja nichts! Das bringt ihr doch nichts!*

Und da die Entwicklung des Kindes als Beweis für das richtige oder falsche erzieherische Verhalten der Eltern gilt, sind die Leistungen von Sohn oder Tochter von grundlegender Bedeutung für deren Selbstwertgefühl. Mütter mit Hochschulabschluss verzichten auf jede Berufstätigkeit nicht nur in den ersten Jahren und verbringen ihre Tage mit Chauffeur Tätigkeiten zu den verschiedenen Veranstaltungen ihrer Kinder, zur motorischen Frühförderung, zum Babyschwimmen, Kleinkinderturnen, -singen, -englisch und -malen, Ballett, Hockey, Theatergruppe, Töpfern, Musikunterricht und später natürlich immerzu: Zur Nachhilfe, die zumindest in Deutschland heute euphemistische Namen trägt wie *Studienkreis*, *Curriculum* oder *Schüler-Coaching*.

Tragen die allein dem Erfolg des Kindes gewidmeten Jahre dann trotzdem keine Früchte, schafft es trotz allen mütterlichen Einsatzes nicht den selben Schulabschluss wie das Nachbarkind oder doch zumindest nicht mit demselben Notendurchschnitt, ist das fast tragischer für die Mutter als für das Kind. Schuldgefühle sind heute der emotional häufigste Begleiter ehrlich engagierter Eltern: Wenn das Kind in der Schule schlecht abschneidet, dann weiß jeder, die Ursache dafür ist, dass sie sich zu wenig um seine Hausaufgaben und Förderung gekümmert haben in einem Alter, in dem Kinder noch keine eigenständige Lernmotivation besitzen – oder im Gegenteil, dass sie sich zu *viel* gekümmert haben, so dass das Kind keine eigenständige Lernmotivation entwickeln konnte. - Lässt das Verhalten des Kindes Gleichaltrigen gegenüber zu wünschen übrig, ist sein Sozialverhalten defizitär, dann ist die Ursache dafür, dass Vater und Mutter dem kleinen Tyrannen keine Grenzen gesetzt haben – oder im Gegenteil, dass die gesetzten Grenzen zu eng waren, so dass der Nachwuchs

ja logisch irgendwann einmal rebellieren musste. Ihr Sohn hat mit zwölf noch keine Symphonie komponiert? Ja, wenn Sie auch erst mit sechs mit dem Klavierunterricht angefangen haben! Ihr Kind kann bei der Einschulung noch nicht zweisprachig lesen? Ja wenn Sie auch lieber mit ihm im Garten gebolzt haben, anstatt es zum Kursus zu fahren!

Eltern heute haben es schwer. Das Damoklesschwert des Versagens schwebt von der dritten Schwangerschaftswoche an, wenn das Stäbchen des Schwangerschaftstests ihnen farbig bedeutet: *Bald seid ihr einer mehr!*, über ihnen; ab jetzt kann alles, was sie tun und vor allem: Was sie versäumen zu tun!, das Schicksal ihres Kindes besiegeln.

Und das Fürchterliche ist: Natürlich ist im Kern etwas daran. Denn selbstverständlich haben Kinder, deren Eltern sich, wenn vielleicht auch z. T. aus selbstbezogeneren Motiven als ihnen bewusst ist, intensiv kümmern, die größeren Chancen. Auf eine im Vergleich eben doch behütetere, glücklichere Kindheit, auf eine gute Bildung, eine gelingende Zukunft, darauf, später für die Gesellschaft ihrerseits wieder einen Beitrag zu leisten.

Wenn sich nun also die Schere in der Gesellschaft zwischen Bildungsgewinnern und -verlierern permanent weiter öffnet; wenn für das einzelne Kind dadurch schon bei Schuleintritt weitgehend feststeht, wie seine Bildungskarriere und damit seine zukünftige Position in der Gesellschaft einmal aussehen werden; wenn die Zahl der Bildungsverlierer eher stetig zu- als abnimmt, obwohl man sich doch aller Orten seit den späten sechziger Jahren bewusst bemüht, Bildungskarrieren für alle zu öffnen: Dann wird es immer unbestrittener, dass gesellschaftliche Bildungsinstitutionen eben früher Anteil an der Entwicklung der Kinder nehmen müssen, als das bisher geschieht, dass es nicht mehr genügt, die Kinder mit sechs Jahren in die Schule aufzunehmen, jedes als vermeintliche *tabula rasa*, und ihnen am ersten Tag vermeintlich allen die gleichen Chancen zu bieten. An der Startlinie zum Langstreckenlauf um gesellschaftliche Chancen hocken beim Startschuss Einschulung nämlich längst nicht alle Kinder nebeneinander in den Startlöchern; während einige noch mindestens einen Kilometer in billigen Schuhen über unwegsames Gelände zu rennen haben, bevor sie die Startlinie überhaupt erreichen, haben andere in Nikes bereits entspannt die dritte Runde hinter sich gebracht.

Und was bedeutet das nun für unsere kleinen Nachzügler? Wer weiß, vielleicht ziehen sie im Laufe der Schulzeit ja noch das Tempo an und lassen die Schnellstarter, die allmählich erschöpft sind von all den vielen seit dem ersten Lebenstag an sie herangetragenen äußeren Anforderungen, auf den letzten Metern lächelnd hinter sich?

Mag sein, dass es in sehr vereinzelt Fällen so kommt: Der Langstreckenlauf ist eine Sportart, die mit Überraschungen aufwarten kann. Im Regelfall allerdings werden auch auf



dem Siegertreppchen diejenigen stehen, die schon beim Start ein Gutteil der Strecke hinter sich gelassen hatten.

Denn viele Entwicklungsfenster haben sich bei Schuleintritt bereits geschlossen, sensible Phasen der Hirnentwicklung sind verpasst – und damit muss ich sie nun doch noch einen Augenblick auf das Gebiet der Hirnforschung entführen, um die Frage: *Wer erzieht denn unsere Kinder **wirklich** und was geht dabei in ihrer Köpfen vorstatten?*, ein bisschen fundierter beantworten zu können. Nur mit dem Kindergarten, wenn Sie nach den vorherigen Ausführungen gedacht haben sollten, das wäre jetzt mein Lösungsvorschlag für alle genannten Probleme, ist es nämlich noch lange nicht getan.

Während meiner Studienzeit tobte in der Intelligenzforschung ein heftiger und mit harten Bandagen ausgetragener Kampf zwischen den Fraktionen *nature or nurture*: Waren Intelligenz (und Charakter) des Menschen angeboren, wie man es über die Jahrhunderte ganz unhinterfragt für selbstverständlich gehalten hatte? Oder waren sie Produkt der Erziehung? Waren sie vielleicht eine Mischung aus beidem, und wenn: Wieviel Prozent waren dann *nature*, wie viel *nurture*?

Inzwischen wissen wir ziemlich sicher, dass schon die Frage so falsch gestellt ist, obwohl wir vieles andere leider eben auch immer noch nicht wissen.

Wenn wir an den Steinzeitmenschen denken, unseren Vorfahren, der vor 40.000 Jahren mit der Keule in der Hand auf Mammutjagd ging und abends am blakenden Feuer mit seinen Eckzähnen halbgares Fleisch vom Knochen riss, dann fällt es uns schwer zu glauben, dass seine genetische Ausstattung schon damals mit der unseren identisch war. Natürlich nicht die eines bestimmten Steinzeitmenschen mit der eines bestimmten Menschen von heute: Aber das menschliche Genom insgesamt sah doch schon haargenau so aus, wie das menschliche Genom heute es tut. Vertauschte ein böser Zauberer heimtückisch und unbemerkt gleich nach der Geburt ein Kind aus einer Salzburger Geburtsklinik mit einem Wurm, das gerade eben in der Steinzeithöhle zum aufmunternden Gesang der Frauen der Horde seinen ersten panischen Schrei getan hat: Das den Salzburger Eltern untergeschobene Steinzeitbaby würde mit zwei Jahren lässig den Kinderkassettenrecorder bedienen, spätestens mit fünf Computerspiele spielen, mit sechs im Internet surfen und sich von da an regelmäßig mit seinen Eltern über den zulässigen Umfang seines Medienkonsums streiten, bevor es mit 19 nach der Matura an der Universität Wirtschaftsinformatik oder Pharmakologie studieren und regelmäßig darüber fluchen würde, dass es für seinen gebrauchten Golf in den überfüllten Innenstädten keinen Parkplatz findet. - Der arme kleine gebürtige Salzburger dagegen hätte zu diesem Zeitpunkt längst gemeinsam mit den übrigen Kerlen der Horde sein erstes Mammut erlegt, zur Feier der

erfolgreichen Jagd am Feuer den Stampftanz getanzt, die ersten drei Kinder gezeugt und die ersten drei Zähne verloren und wüsste, dass sein Leben das letzte Drittel erreicht hätte. Träfen die beiden sich irgendwo – der böse Zauberer könnte ja auch das vielleicht für unser kleines Experiment noch organisieren – sie hätten nicht nur deprimierend wenige gemeinsame Gesprächsthemen, auch ihre Persönlichkeiten wären ganz grundsätzlich unterschiedlich, und ihre Intelligenzquotienten wollen wir lieber gar nicht vergleichen. Der des gebürtigen Salzburgers nämlich, und ich hoffe Sie fühlen sich jetzt nicht gekränkt, würde irgendwo in einem Bereich dahindümpeln, der bei uns heute für geistige Behinderungen reserviert ist. Und der Grund, natürlich!, wäre, dass sie beide in so vollkommen unterschiedlichen Umgebungen aufgewachsen wären, wie ja übrigens auch heute allgemein und im Durchschnitt die IQs der Menschen in den westlichen Gesellschaften zehn Punkte höher liegt als vor hundert Jahren bei der Erfindung dieses Messinstruments.

Ein klarer Sieg von *nurture* über *nature* also? Die Umwelt macht den Menschen zu dem, der er wird, nicht die Gene? Ganz so eindeutig ist auch das nun leider nicht. Der kleine Salzburger nämlich, so gerne ich ihn gänzlich rehabilitieren würde, hätte vermutlich ebenso wenig wie sein Tauschgeschwister aus der Hordenhöhle selbst bei allerförderlichster Erziehung eine Chance darauf, von sich aus die Relativitätstheorie zu entwickeln, das Klarinettenkonzert in A-Dur zu komponieren oder den „Faust“ zu schreiben. Nicht jeder gebürtige Salzburger und nicht jeder Steinzeitmensch könnte alles werden: Da setzt das Genom dem Einzelnen denn eben doch seine Grenzen. Also doch ein verspäteterer Sieg von *nature* über *nurture*, sozusagen noch gerade so eben in der Verlängerung beim Elfmeterschießen?

Das nun auch wieder nicht. Bei unserer Geburt, das ist nichts Neues, verfügen wir alle über eine phänomenal große Anzahl von Hirnzellen, die auch schon, wenn auch noch minimal, miteinander verknüpft sind durch synaptische Verbindungen, die sich in den kommenden Jahren dann explosionsartig vervielfachen werden. Und wodurch? Wie Sie alle wissen, hinterlässt alles, was wir erleben, was wir tun, eine Spur in unserem Gehirn: Nicht irgendwie mystisch und immateriell, sondern ganz handfest und organisch. Wenn ich in der Kindheit viel vorgelesen bekomme, viel mit meinen Eltern spreche, entwickeln sich die Synapsen in dem für Sprache zuständigen Bereich – oder besser: Den Bereichen, denn das Gehirn ist ein komplexes Ding - wie verrückt und Sprache fällt mir leicht. Ich habe dann ein Gehirn mit einem phantastisch entwickelten Sprachzentrum. Redet dagegen in den ersten Jahren über: „Komm her!“, „Lass das!“ und „Los, los, los!“ hinaus niemand mit mir, wird das mit dem Sprachen lernen ein Leben lang schwierig werden, wie wir etwa aus der Geschichte

von Kaspar Hauser oder der verschiedenen Wolfskinder wissen: Da gibt es einfach keine Synapsen im Gehirn, wo ich sie zum Sprachenlernen brauchen würde. - Höre ich viel Musik, singe ich mit Mama, Papa und im Kindergarten von klein an, dann schafft auch jedes Lied neue Synapsen, zu denen mit dem nächsten Lied wieder neue hinzu kommen, ein ordentliches Synapsenbündel und -netz entsteht, und Musik ist ab jetzt für meine Gehirn eine Freude und ein Kinderspiel. - Treibe ich von klein an Sport, geschieht das selbe in den für motorische Koordination zuständigen Bereichen – und so weiter.

Es gibt das berühmte Beispiel der Gehirne Londoner Taxifahrer: Dort, wo es um die räumliche Orientierung geht, sind ihre grauen Zellen auf eine Weise vernetzt, dass sie fast die Hirnschale sprengen. Jahrelange Erfahrung hat sich im Hirn organisch niedergeschlagen. Und trotzdem kann nicht jeder von uns mit ausreichender Übung ein Einstein, ein Mozart, ein Goethe werden, und auch nicht alle Londoner Taxifahrer sind in ihrem Job gleich gut: Denn Grundlage für die Entwicklung der Synapsen ist ja zunächst einmal die neuronale Ausstattung des Gehirns, auch die Epigenetik – aber über die will ich nicht auch noch reden, sonst werden sie ungeduldig! – spielt da eine Rolle. Die gleichen Erfahrungen bewirken also nicht in jedem Gehirn das gleiche: Darum haben diejenigen Recht, die von Vererbung sprechen, denn ja, unsere genetische Grundausstattung bestimmt durchaus, was aus uns werden kann, sie setzt zumindest Grenzen. Aber ebenso Recht haben all diejenigen, die sagen, es wäre die Umwelt, die Welt der Erfahrungen, die bestimmen: Denken Sie an unsere beiden Tauschkinder. Das menschliche Gehirn ist das flexibelste, entwicklungsfähigste Organ, das wir besitzen – dabei bleibt es aber eben doch immer auch ein *Organ*, das in seinen Grundlagen genetisch bestimmt ist.

Wunderbar und für uns Erwachsene ermutigend ist, dass die Hirnreifung nicht, wie wir bis vor gar nicht langer Zeit glaubten, mit etwa zwölf Jahren unweigerlich abgeschlossen ist und wir so ungefähr ab zwanzig nur noch Hirnzellen verlieren und damit eigentlich immer dümmer werden: Stattdessen wissen wir heute, dass die Synapsenbildung stattfindet bis zum Tag unseres Todes, selbst wenn wir hundert Jahre alt werden sollten. Erfahrungen und Handlungen hinterlassen auch beim Erwachsenen noch ihre hinverändernden Spuren: Rechnen Sie sich an den Londoner Taxifahrer, der wird seinen Taxischein ja auch kaum im Vorschulalter gemacht haben.

Mag dieser Gedanke auch tröstlich sein, er sollte uns doch, was die Entwicklung unserer Kinder betrifft, nicht einlullen und in Sicherheit wiegen: *Ach, hat er heute nicht gelernt, lernt er eben morgen; kann er mit fünf noch nicht, kann er eben mit neun; kommt er mit schlechten Voraussetzungen in die Schule, holt er eben nach.*

*Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr*, dieses alte Sprichwort wird heute auf verblüffende Weise von der Neurophysiologie bestätigt und erklärt. Denn wir wissen ja inzwischen, dass es für die Hirnreifung sensible Phasen gibt, sogenannte Entwicklungsfenster, in denen bestimmte Fähigkeiten besonders schnell und gut reifen, die also für ihre Reifung geradezu vorgesehen zu sein scheinen. Auch später können wir diese Dinge im Notfall noch lernen: Aber bei Weitem nicht so leicht, nicht so gut, wie in der prägenden Phase. Kinder, bei denen diese Phasen genutzt werden, haben damit jenen gegenüber, die später zu lernen versuchen, wenn das Entwicklungsfenster fast geschlossen, zumindest angelehnt ist, einen uneinholbaren Vorsprung.

Denken Sie zum Beispiel an die Sprachentwicklung: Jedes Kleinkind wird, in eine fremde Sprachumgebung gesetzt, auch eine Zweit- und Drittsprache noch perfekt, idiomatisch und akzentfrei erlernen, wird nur genug mit ihm gesprochen; auch der intelligenteste und sprachbegabteste Erwachsene hat dagegen spätestens jenseits der Zwanzig kaum noch eine Chance, eine Zweitsprache so zu erlernen wie seine Muttersprache; die Fähigkeit, sie akzentfrei zu sprechen, für die im Gehirn der Bereich der motorischen Feinkoordination zuständig ist, verliert sich sogar schon mit der Pubertät.

Wenn wir all diese Dinge heute aber wissen: Dürfen wir dann trotzdem so tun, als bliebe uns für alles ewig Zeit? Müssen wir nicht im Gegenteil dafür sorgen, dass jedes Kind die Chance hat, in den sensiblen Phasen zu lernen?

Denn andere nutzen diese Phasen ja schon. Es ist das *ganze* Dorf, das das Kind prägt, nicht nur die offiziell dazu bestimmten Instanzen; und der Einfluss, den der Rest des Dorfes hat, ist manchmal sehr viel gravierender.

Als ich ein Kind war, in den fünfziger Jahren also, wer hat da darüber bestimmt, wie sich meine Synapsen entwickeln würden? Meine Eltern natürlich zuerst, die mit mir gespielt, mir vorgelesen und mich zum Aufräumen und Abtrocknen angehalten haben; ab vier die Schwestern im kirchlichen Kindergarten, mit denen wir gesungen, erzählt, gebetet und gebastelt haben; ab sechs dann Lehrer und Lehrerinnen; und natürlich zu jeder Zeit all die Kinder in der Nachbarschaft, auf der Straße, im Kindergarten, in der Schule, mit denen ich gespielt und bei denen ich im Spiel die Regeln menschlichen Zusammenlebens gelernt habe, ohne zu merken, dass ich sie lerne: *Wenn ich mich beim Spielen an die Regeln halte, verliere ich vielleicht mal, aber es gibt keinen Ärger; wenn ich schummle, gewinne ich vielleicht, aber wenn der andere stärker ist, gibt's auf die Glocke. - Manchmal muss man warten können, bis man drankommt. - Bevor ich versuche, der Boss zu sein, sollte ich lieber erstmal sehen, wo meine Position im sozialen Gefüge in den Augen der anderen überhaupt ist. - Jetzt bin ich*

*noch klein und muss mir von Moni und Karin, die schon zur Schule gehen, alles Mögliche sagen lassen; aber eines Tages bin ich auch groß, und dann kann ich den Kleineren etwas sagen.*

All diese Dinge habe ich – und haben Kinder überall auf der Welt seit undenklichen Zeiten – im Kinderspiel gelernt, in Verbindung mit motorischen Fähigkeiten beim Hüpfseilspringen und Hinkebock oder kognitiven Fähigkeiten bei diversen Sprach- und Ratespielen bei Regen. Die Kindergruppe war für Kinder seit jeher ein entscheidender Lernort, sozial, motorisch und kognitiv, und unsere Synapsen wurden dort entwickelt und verknüpft wie kaum anderswo.

Medien dagegen nahmen auf die Entwicklung meines Gehirns noch kaum Einfluss. Es gab keinen MP3-Player, nicht einmal Discman oder Kassettenrecorder, es gab keinen Gameboy und keine Konsole, es gab keinen PC mit Internet und Chatrooms und, bis ich fast zehn war, auch keinen Fernseher. Meine Synapsen durften sich im sozialen Austausch entwickeln.

Und heutige Kinder? Vor allem in den bildungsfernen Schichten hat das Fernsehen mit Werbung und Teletubbys längst Einfluss auf ihre Hirnreifung genommen, bevor Gleichaltrige überhaupt auf den Plan treten; für das Spiel mit anderen Kindern bleibt wenig Zeit, wenn sie all den vielen Medien gerecht werden wollen, mit denen Haushalte und in vielen Fällen auch Kinderzimmer bestückt sind.

Aber nicht nur Zeitmangel führt dazu, dass unsere Spielplätze oft wie ausgestorben liegen, dass sich auf den Straßen keine Kinder-, sondern erst wieder Jugendlichengruppen tummeln – und das wäre ein ganz anderes Thema; dass der Straßenfußball stirbt und wir unsere Klasespieler aus den ärmeren Ländern der Welt einkaufen müssen, wo auf den sandigen Wegen schon mit drei mit Blechdosen gekickt wird. Nicht nur Zeitmangel führt dazu, dass Kinder heute weniger mit Gleichaltrigen spielen, obwohl ihre Sehnsucht nach Freundschaft, nach dem Aufgehobensein in der Gleichaltrigengruppe, der klassischen Kinderbande besteht wie eh und je, was die Popularität entsprechender Fernsehserien und Bücher beweist. Auch die bisher im Umgang mit den Medien gemachten Erfahrungen und ihr Niederschlag in den kindlichen Hirnen sind dafür verantwortlich.

Wer seine synaptischen Verknüpfungen zum großen Teil dem Fernsehen und Bildschirmspielen verschiedenster Art verdankt, der hat notwendigerweise eine geringere Frustrationstoleranz. Langweilt mich der Film im Fernsehen, zappe ich weiter; läuft das Spiel auf dem Gameboy schief, fange ich von vorne an; Unangenehmes lange durchzuhalten habe

ich nicht gelernt. Und immer identifiziere ich mich am Bildschirm nur mit dem Helden, dem Schönen, dem Starken, dem Sieger.

Kaum aber begeben sich die Kinder in die reale Welt der Kindergruppe, treffe ich dort auf andere, die wie ich daran gewöhnt sind, die Rolle an der Spitze einzunehmen, die wie ich darauf bestehen, dass sie ihnen zusteht; und meine wie ihre Frustrationstoleranz sind dann selten hoch genug, um uns über diese Klippen des Aushandelns sozialer Rollen, des Einhaltens von Regeln, des Aushaltens von Verlust und Zurückweisung zu helfen. Da fehlt etwas in unseren Hirnen. Ist dann auch noch das Sprachzentrum mangels Ansprache in der Familie unterdurchschnittlich entwickelt, können wir unsere Probleme noch nicht einmal altersgerecht besprechen. Erzieher behaupten gerne, alles ließe sich mit Worten regeln: Für diese Kinder stimmt das sogar objektiv leider nicht. Statt der Worte bleiben ihnen nur die Fäuste oder der Plastiklaster als Waffe. Zoff und Minderwertigkeitsgefühle sind für unsere kleinen Bildschirmhelden beim Spiel mit Gleichaltrigen vorprogrammiert, da gehen sie dann doch lieber wieder an die Konsole, wo es ihnen möglich ist.

Natürlich ist das eine sehr zugespitzte Beschreibung – aber darum ist sie in der Tendenz ja nicht weniger richtig. Lehrer vor allem in Brennpunktgebieten erfahren täglich, dass die Fähigkeit der Kinder schwindet, sich über längere Zeit auch dann zu konzentrieren, wenn es ihnen langweilig wird, und dass die Frustrationstoleranz bei Misserfolgserlebnissen verschwindend gering ist. Die *entscheidenden, prägenden* Erzieher vieler unserer Kinder und Jugendlichen sind in vielen Fällen eben nicht Elternhaus und Schule: Es ist die technologische Entwicklung der Gesellschaft insgesamt, es ist das ganze Dorf, dessen vor allem durch wirtschaftliche Interessen bedingte Strukturen sich vermittelt in den Hirnstrukturen unserer Kinder niederschlagen. Während Eltern sich Gedanken über die Entwicklung ihrer Kinder machen; während Kultusministerien Bildungspläne entwickeln, Erzieherinnen und Lehrer genau und gewissenhaft überlegen, welche Aktivitäten für welches Kind wohl am förderlichsten sein mögen, sind dieselben Kinder täglich dem massiven Einfluss all jener heimlichen Erzieher ausgesetzt, deren Ziel eben nicht ihr Wohl, sondern größtmöglicher wirtschaftlicher Gewinn ist.

Wer Kinderfilme entwickelt, muss an die Einnahmen an der Kasse denken, da geht es weniger um pädagogische Überlegungen; im Fernsehen zählt nur die Einschaltquote, damit die Werbeeinnahmen stimmen, und das öffentlich-rechtliche Fernsehen, bei dem Werbung im Kinderprogramm verboten ist, muss zumindest darauf achten, dass seine Filme international verkäuflich sind, denn die Produktionskosten sind hoch. Das alles sind eher Zwänge als böse

Absicht: Und damit können Filme eben nicht primär durch die Sorge um die Kinder und pädagogische Überlegungen geprägt sein.

Wer interaktive Spiele entwickelt, weiß, dass die höchsten Verkaufszahlen eben nicht diejenigen schreiben, die sich um die Bildung und das soziale Lernen von Kindern bemühen: Auch solche Spiele gibt es ja, nicht alles, was per Mausclick geschieht, muss darum schon von vorn herein schlecht sein. Aber am besten verkaufen sich eben immer noch die Ego-Shooter-Spiele, bei denen der Spieler in der Rolle des Kämpfers mordend und brennend durch täuschend echt dargestellte Kulissen streift und eben so täuschend echt dargestellte Menschen per Klick mit dem Zeigefinger aus dem Weg räumt, wodurch er seine Punktzahl erhöht, auf ein höheres Spiellevel aufsteigt, seinen Serotonin- wie Adenalinpiegel steigert und dabei fleißig ständig neue Synapsen knüpft wie ein Londoner Taxifahrer beim Autofahren. Wer behauptet, das tägliche Video- oder Konsolenspiel, auch der tägliche Konsum von Morden am Fernseh Bildschirm hinterließen im Hirn des Kindes keinerlei Spuren – wenn auch in jedem unterschiedliche, je nachdem, was es da bisher bereits an Synapsen gibt - , der hat schlichtweg die letzten zehn Jahre der neurophysiologischen Forschung verschlafen und kann, so besserwieserisch das klingt, nicht mehr ernst genommen werden.

Wenn dem aber so ist: Was bedeutet das dann für unser Thema? Die Spiele- und Filmindustrie wird wie jede andere primär ihren wirtschaftlichen Vorteil im Auge haben. Wenn also umso mehr an einem Spiel zu verdienen ist – und so scheint es zu sein -, je brutaler es ist und je realistischer die Gedärme den Erschossenen aus dem Leibe spritzen, dann werden eben solche Spiele entwickelt. Wir leben in einer freien Gesellschaft der sozialen Marktwirtschaft, wer wollte es den internationalen Spieleherstellern, den Filmproduzenten verwehren, dass Sie zuerst nach dem Dollar schießen?

Zu steuern, wodurch ihre Kinder geprägt werden, ist die heute kaum mehr zu bewältigende Aufgabe der Eltern, das Dorf lässt sie da sehr allein. Wer möchte, dass sein Kind seine hirnrorganische Prägung eher durch Menschen als durch Medien erfährt, muss täglich kämpfen.

Längst sind es also nicht mehr nur die offiziellen Erzieher Familie und Bildungsinstitutionen, die bestimmen, was aus unseren Kindern wird. Vielleicht allerdings sollten wir uns zunächst überhaupt einmal fragen, welche Menschen wir uns für unsere Gesellschaft in der Zukunft denn überhaupt wünschen. Welche Qualitäten, welche Eigenschaften wollen wir bei unseren Kindern fördern? Im Augenblick steht fast ausschließlich die intellektuell-kognitive Förderung im Vordergrund, und dies auf eine Weise, bei es mich ob ihrer Kälte manchmal graust. Bei uns in Deutschland finden an den Schulen

der Bundesländer vergleichende Tests inzwischen fast am Ende jeden Schuljahres statt, Eltern fordern gutes Abschneiden ein. Für kulturelle Projekte etwa, an denen Kinder ganzheitlich wachsen können, fehlt dann auf einmal die Zeit. Wir vergleichen und testen und messen, als würden allein dadurch die Leistungen der Kinder steigen, und vergessen darüber, was jeder Bauer weiß: Vom vielen Wiegen wird die Sau nicht fett.

Wir glauben, Wirtschaftsstandorte durch Eliteförderung sichern zu können und vergessen darüber die überwältigend große Zahl derjenigen, die niemals zur Elite gehören werden. Schon im Kindergarten vergleichen Vierjährige ihre Leistungen und wissen, wer später Doktor werden darf und wer nur Müllmann: Vergleiche, bei denen es notwendig im Laufe der Zeit immer mehr Verlierer als Gewinner geben muss, und was das für das Selbstwertgefühl all derer bedeutet, die sich bemüht haben und über die Jahre trotzdem immer wieder und wieder auf der Strecke geblieben sind, ist kaum auszuhalten.

Möchten wir wirklich in einer Gesellschaft leben, in der Leistung das Maß aller Dinge ist und vielleicht nicht über den Wert eines Menschen, wohl aber über seinen Wertschätzung bestimmt? Gibt es nicht andere menschliche Qualitäten, die für eine Gesellschaft mindestens ebenso wichtig sind und die zu fördern stärker in unseren Blick geraten sollte? Altmodische Tugenden sind das wie Mitleid, die Bereitschaft, für andere einzustehen, auch wenn man selbst dabei etwas verliert, Solidarität, ein Denken, bei dem nicht immer nur das Ich im Mittelpunkt steht. Jeder, der auch nur einmal einen Menschen beim Sterben begleitet hat oder in schwerer Krankheit, weiß, dass in dieser schwierigsten Zeit im Leben auf einmal sehr andere menschliche Qualitäten gefordert sind. In einer Gesellschaft, in der wir alle immer älter werden und mit hoher Wahrscheinlichkeit eines Tages auf Pflege angewiesen, sind solche Überlegungen daher keineswegs sentimental.

Unser Leben ändert sich derzeit so rasant, dass jeder, der heute glaubt, er hätte in Erziehungs- und Bildungsfragen eine endgültige Lösung anzubieten, als naiv gelten muss. Wir befinden uns in der historisch bisher einmaligen Situation, dass die technologische Entwicklung so schnell voranschreitet, dass wir als Erwachsene, wenn wir ehrlich sind, zugeben müssen: Wir haben keine Ahnung von der Zukunft, auf die wir unsere Kinder vorbereiten. Über Jahrhunderte ähnelte die Kindheit der Kinder der ihrer Eltern genauso, wie dann auch ihr Erwachsenenleben dem Erwachsenenleben der Eltern ähnelte. Eltern wussten oder durften doch glauben zu wissen, für welche Zukunft sie ihre Kinder erzogen, und Erziehungsregeln galten über Generationen. Über Jahrhunderte änderte sich technologisch – und damit in der Konsequenz eben auch im Leben, im Alltag der Menschen - von Generation



zu Generation weniger als heute innerhalb eines Jahres. Zumindest über die Erziehungsziele konnte daher eine relativ große Sicherheit herrschen.

Und heute? Wer hätte vor zehn Jahren geahnt, was Handy, BlackBerry, ständige Erreichbarkeit an jedem Ort der Welt für die Wirtschaft, für Alltags- und Berufsleben bedeuten? Wer hätte vor fünfzehn Jahren ahnen können, wie das Internet die Globalisierung und die Veränderungen der Arbeitswelt vorantreiben würde? Ganze Berufsgruppen werden obsolet, Ausbildungen, die eine sichere Zukunft versprachen, führen in die Arbeitslosigkeit, vertraute wirtschaftliche und politische Regulationsmechanismen, die auf den Nationalstaat ausgerichtet waren, greifen nicht mehr. Wir kennen die Welt nicht, für die wir unsere Kinder erziehen: Um so wichtiger ist es, sie dazu zu befähigen, dass sie einmal in der Lage sein werden, kompetent und menschlich auch mit neuen, bis heute unbekanntem Situationen umzugehen, bisher unbekannte Probleme zu meistern, und dazu brauchen sie Kopf und Herz.

Wir alle werden unsere Bildungsüberzeugungen immer wieder hinterfragen und verändern, wieder neuen Gegebenheiten, Einsichten und Erfahrungen anpassen müssen: Das gilt für Lerninhalte, Schul- und Unterrichtsformen, Erziehungsstile. Niemand kann heute ernsthaft mehr behaupten, er habe endgültige Konzepte anzubieten. Die Erziehung unserer Kinder ist zum Experimentierfeld geworden, nicht, weil wir es uns so wünschen, sondern weil technologische und gesellschaftliche Entwicklungen dazu geführt haben, dass wir nach immer wieder neuen Lösungen suchen, sie erproben, aber auch zur Not wieder zu verwerfen bereit sein müssen.

Ja, es braucht das ganze Dorf, um ein Kind aufzuziehen, und heute mehr als jemals zuvor. Noch mehr: Längst *ist* es das ganze Dorf, das das Kind erzieht, haben sich Instanzen mit primär wirtschaftlichen Interessen zu gewichtigen heimlichen Miterziehern entwickelt, ohne wie wir über pädagogische Konzepte zu grübeln. Lassen Sie uns daher auch immer das wirklich *ganze* Dorf im Blick haben, wenn wir über unsere Kinder reden.

Denn „das Kind“, sagt die schwedische Kinderbuchautorin Astrid Lindgren, der wir an Wissen über die Kindheit so viel verdanken, „das Kind als Idee ist das Beste, was der Herrgott erschaffen hat.“

Ich danke Ihnen.

